Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

16. Stück.

Den 2ten May 1807.

Erklärung des Kupfers.

Das alte Schloß zu Militsch.

Die Geschichte der freyen Standesherrschaft Militsch, so wie die Entstehung des hiesigen Freyherrlichen Schlosses, ist aus verschiedenen Werken schon hinlänglich bekannt: — also hier nur ein paar Worte, über die jetzige Beschaffenheit desselben.

Seit ohngefähr 10 Jahren stand dieses Schloß gänzlich unbewohnt, und wurde blos zuweilen, wenn auf dem hiesigen Liebhaber-Theater, welches darin errichtet ist, ein Stück gegeben werden sollte, eröfnet.

Bei der Errichtung der hiesigen Fabriken *) wurde es an allen Seiten im Gothischen Geschmack verziert und erhielt dadurch ein schönes antikes Ansehen, so daß es jetzt dem Garten zu einer vorzüglichen Zierde dient.

Vor-

*) Die schlesischen Provinzialblätter haben ein mehreres darüber gesagt, ich glaube, im November Stück 1806.

Vorzeiten umgaben es Mauern und Wälle, — schade, daß man die ersteren abgetragen und die letztern verschüttet hat, das ganze Gebäude hat dadurch sehr viel an seiner Eigenthümlichkeit verlohren.

Jetzt sind die Fabriken nach Carlsstadt*) verlegt und blos die Tuchfärberey wird noch im Schlosse betrieben, zu welchem Behuf dasjenige Gebäude eingerichtet ist, zu dem die am Rande des Canals angebrachte Wasserleitung führt.

Gegenwärtiges Blatt zeigt übrigens das Schloß von der Nordseite, von der es beinahe den besten Eindruck macht. Ansichten von andern Seiten und Standpunkten, sind indeß nicht minder interessant, und verdienen gleich der gegenwärtigen mitgetheilt und gesehen zu werden. Eine dieser Art ist bereits in No. 30. des sechsten Jahrgangs dieser Blätter beigefügt worden und die gegenwärtige scheint uns nicht minder mahlerisch zu seyn.

Der Findling.

(Beschluß.)

Das zugebrachte Kind, das vielleicht schon eine geraume Zeit ganz ohne Nahrung sich befunden hatte, fing an zu weinen. Die Schusterin, der dies jammerte, band es auf, um ihm ihre eigne Brust zu reichen und es mit reiner Wäsche, so viel sie deren selbst hatte, zu versehen. Indem sie es aber seiner

Fes-

*) Carlsstadt, eine neu erbaute Colonie nahe bei Militsch, über welche die Provinzialblätter ebenfalls verschiedenes sagen.

Fesseln entledigte und aus dem Bettchen, das nett und sauber war, emporhob, fielen zu ihrer Verwunderung zwei Zettel, die hinten am Nacken des Kindes leicht angebunden waren, herab. Den einen fing die Wöchnerin selbst auf und erkannte die Aufschrift: Hundert Gulden. Auf ihren freudigen Ausruf: o Gott! was seh ich? eilte auch der Mann herbey und hob das zweite auf der Erde liegende Papier auf. Es war keine Banconote, wie das vorige, aber es war noch mehr werth, denn es stand auf ihm: „Der Banquier N. (einer der sichersten in der Stadt) wird die Güte haben auf Vorzeigung dieses Zettels dem Pfleger und Erzieher dieses Kindes alljährlich vom Tage seiner Aufnahme bis zum siebenten Jahre 50 Rthl., bis zum zehnten 70, bis bis zum 14ten 100 auszuzahlen. Familienumstände nöthigen die Aeltern es zwar auszusetzen, doch verlassen werden sie es nie. Dem Erzieher, auf dessen Ehrlichkeit man sich verläßt, ist es freigestellt, den Knaben nach geendetem vierzehnten Jahre nach Beschaffenheit seiner Kräfte und Neigungen ein anständiges bürgerliches Gewerbe wählen und lernen zu lassen. Und auch dazu werden zur rechten Zeit die nöthigen Auslagen eingesandt werden. Beiliegende Banconote von hundert Gulden soll für keine abschlägliche Zahlung, wohl aber für eine Ermunterung auf die Zukunft gelten." —

Die Freude der armen Leute war unbeschreiblich! Wohl hundertmal küßten sie jetzt Beide den kleinen Findling, den sie ihren Schutzengel, ihren Wohlthäter nannten; den sie über ihre eignen Kinder zu lieben gelobten. Nunmehr waren sie aller

 ihrer

ihrer Angst, aller Noth entledigt. Mit 50 Gulden konnten sie alles anschaffen, was ihrer Wirthschaft entgieng, für die noch übrigen 50 konnte der arme Mann Leder einkaufen; von der jährlichen Pension ließ sich ein Dienstmädchen ernähren und sie selbst konnten mit eignen Händen desto freudiger arbeiten. Der lichte Tag brach heran und sie waren noch immer mit Plänen für die Zukunft beschäftigt.

Bald indeß hätte eine unerwartete Wendung, welche der Vorfall durch die öffentliche Bekanntmachung desselben nahm, die große Freude der guten Menschen vereitelt, denn verschwiegen konnte dieser Handel, seiner Natur nach, nicht bleiben. Schon dadurch, daß sie des nächsten Tages drei Kinder zugleich zur Taufe sandten, ward ein ansehnlicher Theil von der Wahrheit aufgedeckt. Die Verwechselung der Banconote machte neue Verwunderung; der guten Leute eigne geschwätzige Fröhlichkeit klärte das Räthsel völlig auf. Die Geschichte kam bald zu den Ohren des reichen Krämers. Er stutzte, als er hörte, einen so wohlbedachten Zögling von sich gestoßen und einem Andern aufgedrungen zu haben. Dieser Schritt reute ihn. Er begehrte das Kind zurück. Der Schuster verweigerte es ihm und die Sache kam vor Gericht.

„Mit den scheinbarsten Gründen suchte der Krämer sein größeres Recht auf den Findling geltend zu machen. Dieses Kind, behauptete er, sey nicht dem Schuhmacher, sondern ihm vor die Thüre gelegt worden; die Aeltern desselben müßten daher auch zu ihm und nicht zu jenem ihr Zutrauen gehegt haben. Daß er dieses Kind gleichsam verstoßen, sey

zwar

zwar ein Versehen, aber ein sehr verzeihliches Versehen. Er hätte es für eines jener Preis gegebenen Geschöpfe und nicht für einen Knaben gewissenhafter Aeltern, die sich seine Erziehung angelegen seyn lassen, gehalten. Noch mehr, er habe es nicht eigentlich verstoßen, sondern nur seinem rechtmäßigen Vater zurückgeben wollen. Durch Maasregeln dieser Art habe er auch daher keinen Verlust und noch minder der Schuhmacher durch eine überdachte Aussetzung seines eignen Kindes eine Belohnung verdient. Was für Sorgfalt könne ein fremder Knabe in Zeiten der Noth von einem Manne erwarten, der seinen leiblichen Sohn habe wegsetzen wollen? Das Kind, wie man aus dem Kostgelde schließen könne, müsse begüterten Aeltern zugehören, diese aber würden gewiß lieber einen Handelsmann, als einen niedrigen Handwerker zum Pflegevater ihres Knabens erwählen. Kurz die ganze Lage der Dinge mache es klar, daß die Pflege des Findlings nur ihm (dem Krämer) von Rechtswegen zukomme."

„Der Anwald des Schuhmachers erwiederte dagegen folgendes: Noch sey es zwar äußerst ungewiß, ob jene unbekannte Aeltern ihr Kind mit einer besondern Absicht oder grade zu vor die erste beste Thüre ausgesetzt hätten. Doch selbst, wenn sie ein vorzügliches Zutrauen gegen den Kaufmann geäußert haben sollten, so habe er sich dessen durch sein Betragen gänzlich unwerth gemacht. Das arme Kind hätte wenigstens als Mensch auf dessen Menschenliebe Anspruch machen können; und wodurch habe der begüterte Krämer diese bewiesen? Nicht gepflegt, nicht versorgt, nicht einmal genau betrachtet habe

er den unglücklichen Findling; denn sonst würde er auch an ihm gefunden haben, was nachher der Schuhmacher fand. Ja, als er diesen letzten zwang, beide Kinder mitzunehmen, sey es mehr ein Vorwand, als eine billige Vermuthung gewesen: daß dieser Handwerksmann schon das Erstere ihm gebracht haben müsse. Denn wahrscheinlich sey es doch gar nicht, daß ein Vater zwei Kinder aussetzen werde und ganz unwahrscheinlich: daß er sie zu zwei verschiednen malen kurz hinter einander, grade vor eine Thüre, setzen sollte. Weit sicherer würde er es dann entweder zugleich oder vor zwei Thüren gethan haben. Daraus aber sey zu schließen, er habe das Kind nur los seyn wollen und jeder Vorwand, wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, sey ihm hierzu willkommen gewesen. Weit menschlicher sey dagegen der Schuster verfahren. Er hätte dreist jenes dritte Kind wegwerfen können; denn da ihm immer noch zwei eigne Kinder übrig blieben, so würde jeder Verdacht bald von ihm abgelehnt worden seyn. Schon dieser Beweis von Menschlichkeit verdiene, daß man ihm den kleinen Gewinn lassen müsse, der sich ihm bei der Erziehung des Findlings vielleicht darbiete. Der Stand des Krämers möge immerhin besser seyn, als der des Schusters. Doch auch dieser sey ein rechtlicher Bürger und nirgends im Zettel sey eine Erwähnung: daß man auf den Stand, wohl aber auf die Redlichkeit des Erziehers sich verlasse. Zu welchem Gewerbe der Knabe, wenn er erwachsen, sich wenden wollte, das würde ihm allein überlassen bleiben; bis dahin müsse nichts verabsäumt werden, was zu jeder Wahl ihn fähig machen könne."

In

In den Augen der Richter standen die Wagschalen beider Partheyen im Gleichgewicht. Die Meisten glaubten, der buchstäbliche Sinn jenes Zettels sey mehr für den Kaufmann, die Billigkeit mehr für den Schumacher. Unvermuthet entschied ein neu hinzugetretner Umstand diesen verwickelten Rechtsstreit. Der Banquier, der bevollmächtigt war, des Kindes Kostgeld alljährlich auszuzahlen, überlieferte der Obrigkeit einen Brief, den er von der Post erhalten haben wollte, der ganz unbezweifelt von einerlei Handschrift mit jenem Zettel war den man bei dem Findling angetroffen hatte und also lautete: „Der Knabe war allerdings zuerst dem Krämer zugedacht, der kinderlos, nicht unbemittelt, und wie man glaubte, ein Biedermann war. Aber die Unbarmherzigkeit, mit welcher er ihn verstieß, hat ihm das ganze Zutrauen der Mutter des Kindes entzogen. Sie schenkt dasselbe nun dem ehrlichen Schuhmacher. Ihm verbleibe das Kind! Seine Armuth verdient Unterstützung, seine Redlichkeit Belohnung. Ihm verdankt der Findling vielleicht ganz allein die Erhaltung seines Lebens. Deswegen sey hier noch eine Banconote von 50 Gulden beigefügt und das Kostgeld jährlich um 10 Thaler erhöht. Ist er künftig so brav, wie er scheint, und wie man unter der Hand gewiß erfahren wird, so wird die unglückliche, aber nicht ganz dürftige Mutter noch außerdem zuweilen den guten Mann unterstützen.“

Der Beklagte blieb darauf im Besitz des Knaben und erfüllte auch ganz die Hoffnungen, die man von ihm gehegt hatte. Er konnte für seine eigne Kinder nicht liebevoller, als für dies fremde sorgen. Sein Schick-

Schicksal änderte sich auch von Stund an. Er arbeitete fleißig und der Himmel segnete die Arbeit seiner Hände. Von seinen eignen Kindern erzog er nur drei Töchter. Die mittlere heirathete den Findling, der ebenfalls das Schuhmachergewerk erwählt hatte.

Erinnerung.

Du Erinn'rung nur verschönst die Tage,
Gießest Ruhe mildernd mir ins Herz,
Du erscheinst mir hold, o komm! und trage
Zum Vergang'nen mich; dann schweigt der Schmerz
Lieblich neigst Du Dich mit Götter-Milde,
Wie die Glut am Morgen zu mir hin,
Und mit Deinem himmlisch sanften Bilde
Gieb'st Du heitern ungetrübten Sinn! —

Euch ihr Guten die ihr mich umringet,
Sey dies Lied der Freundschaft hier geweiht,
Wenn ihr mit mir stets durch's Leben gienget,
Durch die Stürme jeder Prüfungszeit!
Seel' an Seele würde sanft sich wenden,
Ungetrennt durchirren jeden Pfad,
Bis wir dort einst ew'ge Ruhe fänden,
Schöner aufgeblüht als Frühlingssaat! —

Sieh' es winket in erhöhterm Lichte,
Hold Erinnerung die Göttin mir!
Liebevoll zeigt sie die theuern Früchte
Des entflohenen Genusses mir!
Ach mit Sehnsucht häng' ich an dem Orte
Der die Lieben alle in sich schließt;
Heilig mir, wie die geweihte Pforte
Eines Frommen, wo die Thräne fließt. —

Nach

Nach den grünen dicht belaubten Linden,
Blickt so froh Erinnerung zurück,
Sie, sie kann nur Freuden hier empfinden,
Hier nur heitert sie den ernsten Blick.
Um die rund umblühte stille Hütte
Eines guten Priesters schwebet sie,
Der stets heiter in der Kinder Mitte
Gern vergißt des Lebens harter Müh!

Und sie fühlen ihres Glückes Fülle
Pressen sich an die geliebte Brust;
Rein wie Opferglut, groß, ohne Hülle,
Ruht das Herz an ihr in süßer Lust.
Jauchzet Kinder, strömet eure Wonne
Euerm Schöpfer zu, der ihn euch gab,
Betet zu ihm auf, daß spät die Sonne
Seines Lebens sinkt ins stille Grab.

Und ihr Guten, die ihr gleich an Jahren
Mit mir hingestellt im Welten-Raum,
Um bald Schmerz — bald Freude zu erfahren,
Handelt gut im bunten Lebenstraum.
Wie aus hellem, sanften Wasser-Spiegel,
Strahle ewig euer Bild zurück,
So daß einst bei euerm Grabes-Hügel,
Thränen glänzen in der Frommen Blick!

Carl Rbgr.

Andreas Dudith.

Ein Mann von seltnen Schicksalen und einer der merkwürdigsten, die in Breslau gelebt haben. Mehrere Gelehrte des Inn- und Auslandes haben bereits sein Leben beschrieben und ihn bald getadelt, bald zu hoch gepriesen. Wir besitzen von ihm noch sein Bild-

Bildniß und eine Sammlung von ihm selbst geschriebner Briefe, die sich beide, als eine Seltenheit, auf der Bibliothek zu Elisabet in Breslau befinden, aber schon längst zur Aufklärung seiner Lebensgeschichte benutzt worden sind. Eine kurze Darstellung derselben wird vielleicht manchen unsrer Leser interessiren, oder wenigstens dazu beitragen, seinen Namen wieder ins Gedächtniß zu rufen.

Andreas Dudith war den 6. Februar 1533 in Ofen oder auf einem nahe dabei gelegnen Schlosse gebohren. Schon als Kind verlohr er seinen Vater in einem Treffen gegen die Türken, die damals Ungarn beunruhigten, und wurde von seiner Mutter, einer religiösen Dame, dem geistlichen Stande gewidmet. Ihr Bruder, der keine Kinder hatte, nahm in der Folge den Kleinen zu sich und sandte ihn, der damaligen kriegerischen Unruhen willen, als einen unmündigen Knaben nach Breslau, unter die Aufsicht Johann Henkels, eines gelehrten Domherrns. Hier an der Seite eines so treuen Mentors, der sich in Kurzem seine ganze Liebe erwarb, legte er den Grund zu jenem Umfang von Wissenschaften, wodurch er nachmals die Aufmerksamkeit der gelehrtesten Männer auf sich zog. Die Stadt Breslau ward ihm während dieser Zeit so lieb, daß er nach einem noch vorhandnen Briefe sie vielen andern vorzog und in derselben den Rest seines Lebens zu beschließen wünschte. Nach dem Tode seines Erziehers begab er sich, noch nicht völlig 14 Jahr alt, zur Fortsetzung seiner Studien nach Italien und wählte Verona zu seinem Aufenthalte. Das Schicksal begünstigte ihn hier bald, denn er hatte

das

das Glück, dem gelehrten und angesehnen Cardinal Reginald Polus, einem großen Gönner der Gelehrten, bekannt zu werden. Dieser schätzte in dem jungen Dudith nicht blos die seltnen Talente seines Geistes, sondern auch die Feinheit seines Benehmens und die Weltkenntniß, die er schon verrieth. Zum Theil auf seine Vermittelung verließ er auch einige Jahre darauf Verona und besuchte die mehr berühmten Universitäten Padua und Venedig. Unter den vielen Gelehrten, die sich hier aufhielten, gewann er vorzüglich das Zutrauen des großen Philologen Paulus Manutius, an den ihn der Cardinal besonders empfohlen hatte und unter dessen Anleitung er die römischen Classiker und vorzüglich den Cicero mit dem sichtbarsten Erfolge studierte, daher sich auch sein schönes Latein herschreibt. Doch Dudith wünschte auch Frankreich, England, die Niederlande und Deutschland zu besuchen und die Gelegenheit dazu bot sich ihm bald dar. Sein großer Gönner ward als päpstlicher Gesandte an den Hof der Königin Maria geschickt, die nach dem Tode Eduards VI. den englischen Thron bestiegen hatte und dieser wählte ihn zu seinem Begleiter. Auf der Reise dahin sah er zum erstenmal Trident, Augsburg, Frankfurth, trennte sich aber zu Brüßel von seinem Beschützer, doch mit dessen Bewilligung, und begab sich nach Paris, die dasigen Gelehrten zu benutzen. Hier beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Studium der aristotelischen Philosophie und der griechischen und hebräischen Sprache. Nach einiger Zeit reiste er nach London, lernte hier alle berühmte Gelehrte kennen und

sprach

sprach selbst einmal mit der Prinzeßin Elisabeth, einer Dame von ausgebreiteten literarischen Kenntnissen. Etwa nach einem einjährigen Aufenthalte daselbst gieng er endlich zurück und begab sich nach Ungarn in sein Vaterland. Kaum erfuhr Kaiser Ferdinand I. seine Ankunft, so ertheilte er ihm schon die doppelte Würde eines Propstes zu Oberbaaden und eines Canonicus zu Gran. Allein dies hinderte ihn nicht demohngeachtet bald darauf nochmals nach Italien sich zu begeben, um dort die Rechte zu studiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Acht Nummern Spaß und Witz.

1. Der Herr von H. begegnete seinem Gärtner, der vor kurzer Zeit geheirathet hatte und dieser zog seinen runden Huth mit bunten Federn geschmückt ehrerbietig vor ihm ab. „Wer in aller Welt hat Dir diesen Hahnreihuth schon gegeben?“ redete ihn Herr v. H. an. „Die gnädige Frau“ versetzte der Gärtner. „Es ist einer von den Hüthen, die Ew. Gnaden lange Zeit selbst getragen haben.“

2. Ein elender Witzling wollte den Astronomen Galiläus Galilei spotten, indem er ihm die Frage vorlegte: Wozu wohl eigentlich die Mathematik nütze. Sie lehrt messen — die Dummköpfe; wägen — die Ignoranten und zählen — beide, erhielt er zur Antwort.

3. Friedrich der Einzige hatte zum Spaß Voltairens Statue in der Porzellanfabrik zu Berlin machen lassen. Ehe er sie ihm selbst zusandte,

schrieb er eigenhändig die Worte darunter: Viro immortali. Voltaire dankte dafür mit vieler Feinheit: „Sire! Sie haben mir ein Landgut in ihren Domainen angewiesen."

4. Der Sohn eines Hufschmidts hatte sich adeln lassen. Vor seiner Vermählung mit einer reichen Gräfin ersuchte er den berühmten italienischen Mahler Colombel, ihm ein schickliches und schönes Stück an die Decke seines Saales zu malen. Colombel wählte Phaetons Fall und stellte die gestürzten Pferde so, daß alle Hufeisen zu sehen waren.

5. Eine alberne Dame belästigte den Herrn von Montesquieu mit tausend albernen Fragen und unter andern auch mit der: was er für das größte Glück halte? Der große Mann antwortete kurz: in ihrer Nähe taub und stumm zu seyn.

6. Ein Arzt ward zu einem anerkannt bösen, aber reichen Manne gerufen, der am Podagra heftige Schmerzen litt. Unter andern Verwünschungen sprach der Kranke: Herr! ich leide, wie ein Verdammter! „Schon jetzt? antwortete der Arzt."

7. Ein englischer Admiral sandte dem Parlament eine Liste der unter seinem Commando befindlichen schadhaft gewordnen Schiffen, in der es unter andern hieß:

Die Hoffnung ist leck geworden.

Die Königin Elisabeth hat ein Loch bekommen, das sich nicht stopfen läßt.

Der Prinz von Wallis hat den großen Mast verlohren.

Die Stadt London sitzt ohne Proviant auf dem Strande.

Die heiligen drei Könige sind geborsten.

8. Ein junger Mann stand an dem Sterbebette seiner alten und mürrischen Frau, welche folgende Worte eines Liedes laut hersagte: „Komm, o Tod! Du Schlafes Bruder, komm und führe mich nur fort.“ Der Mann fiel darauf ein und betete: „O du großer Gott erhöre, was dein Kind gebeten hat!“ —

Ob und wen man heirathen soll?

Aus einem alten Buche. *)

„Wenn man ein Weib nimmt, so nimmt man entweder eine schöne oder eine garstige. Nimmt man eine schöne, so kriegt man Mitbuhler; nimmt man eine garstige, so hat man eine stete Plage um sich. Dannenhero ist es am besten, wenn man gar kein Weib nimmt. Allein dieser künstliche Schluß taugt nicht viel. Denn wenn man ja diesen doppelten Kummer hätte, so kann man eine mittelmäßige heirathen, welche weder zu schön, noch zu garstig ist. Hernach ist jede schöne Frau nicht unkeusch, wie solche der Judith und Susannen Exempel ausweisen; und jede garstige Frau ist nicht ihrem Manne eine Plage, denn die Liebe stellet die garstigste Person als die allerschönste vor. Wollte man den alten griechischen Philosophum Socratem bei dieser Frage consuliren; so dürfte er fast eben solchen Rath geben, daß man gar nicht heirathen solle. Denn als ihn einsten ein Jüngling fragte: ob er ein Weib nehmen sollte? antwortete ihm der Philosophus und sagte: „Die Fische, die nicht im Netze sind,

*) Aus Herrmann Suder's gelehrten Criticus. Leipz. 1707. p. 1227.

sind, wollen hinein und die darinnen sind, wollen heraus. Also siehe zu, daß dir nicht etwann dergleichen begegne. „Und der Philippides sagte: ein Mann hat bei seinem Weibe zwei gute Tage, einen, wenn er sie heirathet, und den andern, wenn er sie begraben läßt. Allein diese Gedanken sind nicht wohl gegründet. Demnach ist es allerdings etwas gutes und nützliches, wenn man heirathet. Was man aber vor ein Weib nehmen solle, das muß allhier sonderlich beantwortet werden. Einer gab den Rath, man soll eine einsilbigte Frau heirathen, die FRISCH sey, denn also käme aus den Anfangsbuchstaben dieses heraus: Fromm, Reich, Iung, Schön, Ceusch, Hurtig oder Häuslich. Welcher Abriß nicht übel ist und möchte sich derjenige Mann glücklich schätzen, der alle diese Stücke an seiner Frau fände. Siehet man auf die heutigen Exempel, so freyet fast ein jeder gern nach Gelde, wiewohl auch schon vor alten Zeiten diese Gewohnheit im Schwange gegangen. Olympius sagte: Etliche heirathen weder mit den Ohren, noch mit den Augen, sondern mit den Fingern, weil sie allein auf das Heirathsguth sehen. Die Italiener haben hiervon folgendes Sprüchwort: Donna, che duona difficilemente è buona; das ist: eine Frau, welche ihrem Manne viel zubringt, ist selten gut. Ein andrer siehet blos darauf, daß er ein schönes Weib bekommen möge. Nun ist es wahr, aller Menschen, insonderheit eines Frauenzimmers Antlitz ist ein Spiegel Gottes. Die Schönheit hat die Natur zur Mutter und die Welt zur Anbeterin. Aber die Schönheit allein wird einen Mann nicht glücklich machen; er kann davon weder essen, noch trinken, noch sein Haus damit versorgen.

Manche

Manche sehen in ihren Heirathen blos auf eine vornehme Familie: allein auch hierdurch wird nicht allemal die Ehe glücklich gemacht. Wie manchmal muß sich ein geringer und armer Tropf von seinen vornehmen Anverwandten vexiren und verachten lassen. Derohalben muß ein Freyer vornehmlich auf Gottesfurcht, Klugheit, Keuschheit und Häuslichkeit sehen. Denn Syrach spricht: Wohl dem, der ein tugendsames Weib hat, er lebet noch eins so lange. Endlich thut ein Freyer wohl, wenn er sich eine solche Person zur Ehe aussiehet, welche ihm an Gemüthe, am Alter, am Stande, auch wohl Natur gleich komme. Wenn ein stiller und sittsamer Mensch eine freche und muntre Weibsperson heirathet, so ist es fast, als wenn man ein Schaaf und einen Hirsch vor einen Wagen spannen wollte." —

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

Die Scheibe.

R ä t h s e l.

Erkauft werd ich sehr oft durch vieles Menschenblut
Nach schwerem Streit und jammervollen Kriege
Und umgekehrt bin ich ein unbedeutend Gut
Und nicht mehr werth, als — eine Ziege.

Dieser Erzähler wird alle Sonnabend in der Buchhandlung bey Carl Friedrich Barth jun. in Breslau ausgegeben, und ist außerdem auch auf allen Königl. Postämtern zu haben.

8. 16.



Das alte Schloss zu Militsch

